

# Reden über den Sport

Von Ralf Simon\*

Warum ist nahezu alle Rede über den Sport mit trostloser Verblendung geschlagen? Die Witzkästchen der Montagszeitungen sind angefüllt mit den Versprechern und Sprüchen von Reportern und Sportlern. Die Interviews, die wir begierig lesen, sind weit entfernt von aller spannenden Fragestellung. Wen interessieren schon die ereignislosen Normalbiografien mit samt den stereotypen Hobbys, die uns ewig pubertierende Sportler in einem seltsamen Ritual mitteilen? Die Kommentare von Sachkennern vermeiden alle luzide Beschreibung, die es im Sportdiskurs durchaus geben könnte. Immerhin geht es um Trainingssteuerungen, die Sportler zu Grenzgängern des körperlich Möglichen konditionieren, um komplexe Bewegungsabläufe und um mentale Optimierungen – der moderne Sport ist ein wahres psychophysisches Laboratorium. Nichts davon dringt in die Rede ein, die über den Sport kursorisch.

Dennoch, oder vielleicht deshalb, wimmelt es im Sportdiskurs nur so von Experten. In der Regel sind es Männer, die sich in diesem Genderbiotop ein Urteil über Fussballspiele, Radrennen und Boxkämpfe wie selbstverständlich zutrauen. Diese Urteile haben nicht die Eigenschaft ästhetischer Urteile, über welche nach KANT deshalb sinnvoll gestritten werden kann, weil sie zwar einen Geltungsanspruch erheben, aber ihn nicht einlösen können – also ist Streit und fortgesetzte Kontroverse eine angemessene Reaktion in der Rede Mehrerer angesichts von Kunst. In der Rede Mehrerer angesichts von Sport ist zwar auch Streit, aber kein ästhetischer. Es findet hier eine Auseinandersetzung um die Wahrheit und um die reale Durchsetzung des Urteils statt. Wer seine Zustimmung zum Urteil des anderen hartnäckig verweigert, gilt schnell als einer, der keine Ahnung hat. Derart ist der Sportdiskurs in engen und illiberalen Ritualen gefangen; er ist eine Maschine der Wiederholung, ein fixiertes Programm, das sich tief in die kulturelle Wahrnehmung eingelassen hat. Sich mit der Rede über den Sport zu beschäftigen, heisst deshalb auch, sich auf die Suche nach einer anderen Sprache, also nach anderen Erfahrungen und Perspektiven zu begeben.

Es sei vorausgeschickt, dass hier unter dem Namen Sport nicht jene Tätigkeiten gemeint sind, die heutige Menschen mit ihrem Körper anstellen, um die Bewegungsarmut des modernen Lebens zu kompensieren. Sport, sofern er der Gesundheit förderlich sein und einen Ausgleich schaffen soll, fällt unter die Rubrik einer diätetischen Lebensführung. Im eigentlichen Sinne beginnt aber der Sport erst dort, wo er, mit BRECHT zu reden, aufhört gesund zu sein. Der passionierte Sport ist riskant; er ist ein Experiment auf dem Feld der Anthropologie; er suspendiert alle arbeitsteilige Ökonomie und wird zu einem Absolutum – nicht umsonst lassen sich Spitzenleistungen nur noch durch Professionalisierung erreichen. Die Welt des modernen Leistungssportlers schmilzt auf dieses professionalisierte

Segment zusammen, in der alle Konzentration einem Grenzgang und einem Phantasma gilt: dem Phantasma der Überschreitung, wie es sich zwar im Durchbrechen der alten Rekordmarke objektiviert, aber doch etwas Grundsätzliches meint. In diesem in sich abgeschlossenen Bezirk einer ausserordentlich präzisen Beschäftigung bilden sich Zeichenwelten und Sinnsysteme heraus, deren Kommunikation nach aussen nahezu unmöglich ist.

Das Tun des Leistungssportlers mag von sprachlicher Praxis umgeben sein, aber in sei-

sich lassend, das Glück des reinen Selbstbezugs erfährt. Man hat die biochemischen Vorgänge untersucht, vermöge derer austrainierte Sportler am Nullpunkt der Erschöpfung plötzlich einen zweiten Schub erfahren und in einem Raum jenseits dieser Erschöpfung von der Ausschüttung einer seltsamen körpereigenen Mischung von leistungssteigernden Glückshormonen, so genannten Endorphinen, profitieren. In der inneren Wahrnehmung wird dies als ein Zustand der Reinheit und des Glücks empfunden – als wären alle Schranken der muskulären

wortet, so hat er schon verloren. Korporale Erleuchtung und gepflegte Semantik passen nur in den seltensten Fällen zueinander.

Es ist diese diskursive Struktur, die die Sprache des Sportes immer zur Sprache der anderen über den Sport werden lässt. Wo der Sportler als Körper intelligent und zugleich in seiner Rede reduziert ist, tritt das Redekartell des öffentlichen Diskurses mit seinem trostlosen Ritual auf.

Das Tun des Leistungssportlers mag von Sprache umgeben sein, in seinem Kern ist es sprachlos. Der Sportler ist strukturell intelligent und strukturell dumm: Er ist intelligent im Habitus seines Sportlerkörpers. Sobald er aber denkt – seine Sportlertätigkeit also zu erklären versucht –, kann er nur verlieren.

nem Kern ist es sprachlos. Weiter noch, so wäre zu behaupten, ist das wahre Phantasma des Sporttreibenden die reine Absenz des Denkens – ein, wie man weiss, utopischer Zustand. Das Schwimmen zum Beispiel könnte eine wunderbare Tätigkeit der Meditation sein. Zweimal zwei Stunden am Tag den Kopf unter Wasser zu haben, öffnet einen nahezu geräuschlosen und gänzlich einsamen Raum. Ganze Paradiese des Denkens, überraschende und bizarre Privatmythologien der Einsamkeit könnten sich bilden, wenn man nicht mit jeder Saltowende wieder vergessen würde, was man gerade gedacht hat. Das muss mit dem Salto selbst zusammenhängen – empirisch jedenfalls wäre denen zu widersprechen, die meinen, man solle, um zu denken, die Philosophie von den Beinen auf den Kopf stellen.

Näher betrachtet, hat es aber mit der stets erneuten Entleerung des Kopfes seine Richtigkeit. Die innere Sprache des Sportes ist in paradoxer Weise eine Sprache der Sprachlosigkeit. Würde man die Sätze, die Sportler im Training und auf Wettkämpfen sagen, linguistisch untersuchen, so würde man auf einen formal wie inhaltlich reduzierten Bestand an Formeln und Gebärden, auf eine Rede der Unartikuliertheit, auf ein konditioniertes Genre stossen. Ein unerquickliches Gemisch aus Coolness, Witzen, technoiden Jargons und Auftrumpferei müsste die linguistische Analyse zu einem niederschmetternden Ergebnis führen. Aber, so die Behauptung, die eigentliche Sprache des Sportes liegt jenseits solcher Sprechweisen.

Wie der Mystiker ein zweites Gesicht kennt, so kennt der Sportler einen zweiten Körper. Alle Überwindung und alle Anstrengung ist im Sport von dem geheimen Ziel ergriffen, dem Körper eine zweite Wirklichkeit zu geben, in der er als *perpetuum mobile*, schmerzlos und befreit, die Grenzen des Kreatürlichen hinter

Erschöpfung, die tagtäglich im Training immer aufs Neue erfahren werden, wie weggeblasen. Man mag den Sportler als den modernen SISYPHUS beschreiben. Er leidet zwar wie dieser, aber er zieht aus diesem Leiden auch seine eigenartige selbsterstörerische Lust. Aber jenseits dieser definitorischen *black box*, die Sisyphus mit seinem Stein aufführt (oder umgekehrt: der Stein mit Sisyphus), wartet wider alle Logik ein Ausweg. Man nähme Sisyphus den Stein und er könnte nach all dem Training den Berg hinauflaufen, als wäre er keiner.

Die Sprache des Sportes ist, linguistisch gesehen, eine der Korruption und der Negativität. Aber dies ist nur eine äussere Hülle. Hinter diesen Zeichen existiert ein zweiter Körper. Man kann ihn sehen, wenn man in den Zeitlupen von 100 Meter Sprints auf den Gesichtern, noch 40 Meter vor dem Ziel, mitunter einen Ausdruck vollendeter Entspannung entdeckt. Im Jargon sagt der Trainer: gib alles und bleib locker. Wenn dies passiert, befindet sich der Sportler in der Region der Grenzüberschreitung, die die Frage nach der Sprache suspendiert und das Ziel des Sportes jenseits aller Rede über ihn zur Erfahrung bringt – eine Erfahrung, die in der Regel in der sprachlosen Sprache der Sportlerkörper eingeschlossen bleibt.

Somit wäre der Sportler beides: strukturell intelligent und deshalb strukturell dumm. Er ist intelligent in der Praxis einer komplexen psychophysischen Steuerung; er versenkt alles technisch erzeugte Wissen in den Habitus seines Sportlerkörpers, der gleichsam anstelle seiner ebenso genial wie mystisch ist. Aber der Sportler ist aus diesem Grunde auch dumm. Wenn er mit dem Denken anfängt, sich also einer ausdrücklichen Selbstausslegung überant-

Um dennoch eine Rede über den Sport zu finden, die diesem Dispositiv nicht unterliegt, muss man dort suchen, wo sich die Sprache selber dem Spektakel zu entwinden sucht. Der Ort, an dem der Sport, selten genug, zur Sprache findet, ist die Literatur. ROBERT MUSIL, der das poetische Schreiben aus dem inneren Kreuzungspunkt der Psychophysik herleitete, kommt nicht zufällig, wenn er seine Ironien der Liebe und der Mystik freundlich zuwendet, auch auf den Sport zu sprechen: «Im Augenblick der Ausführung springen und fechten dann die Muskeln und Nerven mit dem Ich, nicht dieses mit ihnen, und sowie nur ein etwas grösserer Lichtstrahl von Überlegung in dieses Dunkel gerät, fällt man schon aus dem Rennen. Das ist aber nichts anderes als ein Durchbruch durch die bewusste Person, eine Entrückung.»

Der Sport hat etwas mit dem asketischen Ideal der reinen Konzentration und der absoluten Arbeit zu tun, aber sein Ziel besteht darin, dies alles in dem Glück eines entrückten Zustandes zu überwinden. So gesehen ist es, es sei im Vorbeigehen gesagt, eine Dummheit sondergleichen, gerade den Sport, eine der nachhaltigsten Drogen, zum Ausgangspunkt einer Kampagne gegen Drogen zu machen.

Man mag einwenden, dass dies alles schön und gut sei und dass man dem Sportler seine Mystik von Herzen gönne. Aber was wir als Sport bezeichnen, sei nicht die Exegese jener Erfahrungen, die manche exaltierte Leistungssportler in ihrem Inneren einschliessen und nur bei Literaten wie Musil formuliert finden. Vielmehr, so der Einwand, sei doch der moderne Sport ein bizarrer Apparat von kollektiven Spektakeln, verlogenen Nationaldiskursen, unbegrenzter kapitalistischer Profitmacherei, betrügerischen Praktiken und kritiklosen Bewunderungsritualen – kurzum: der Inbegriff alles dessen, was einem Intellektuellen zum Gegenstand seiner Ideologiekritik gerinnen müsse. Aber so einfach ist es nicht.

Die von professionellen Sportphilosophen (auch diese Gattung professoraler Existenz erfreut sich inzwischen einer Daseinsberechtigung) lancierte Unterscheidung von erlebter Innenperspektive und kritischer Aussensicht trägt nicht. Denn es ist erst die Institutionalisierung des Sportes, die seine Gestalt konstituiert und aus der Mystik die Kryptoreligion macht, die sie ist. Also kann die Aussenseite des Sportes kein Reich der Nichtigkeit allein sein.

Es sind die Organisationsformen, die aus individuellen Körpererfahrungen Sport machen. Denn die Zuschauer konstituieren den Sport, der ohne sie kurios und unkultiviert wäre. Also gehört die Zuschauerschaft ins Zentrum des Sportes, ebenso wie die Wettkampfgeln. Erst sie stellen den Rahmen der Intersubjektivität her, in dem die Körper eine Vergleichbarkeit und also einen objektivierten Wert erlangen. Jeder Jogger, der seine zehn Kilometer läuft,

\* RALF SIMON ist Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Basel und mehrfacher Schweizer Meister im Schwimmen (Masters).



kennt die Wettkampfzeiten und kann sich, er sei allein oder nicht, in einer Praxis verorten. Das Regelsystem, die Zeitmessung, die Organisationsform der Vereine, die öffentliche Beobachtung erzeugen erst den Sport, der jenseits solcher Rahmen in einem subkulturellen Raum verbliebe, in dem es für bizarre und gewaltvolle Körperpraktiken schwerlich Stoppregeln gäbe. Als vor Jahren die Nachricht bekannt wurde, dass ein paar Amerikaner aufgrund einer Wette Hawaii schwimmend (4 km), radfahrend (180 km) und laufend (42 km) durchquert hätten, war dies eine Aussage ohne Wert, ein Kuriosum ohne Vergleichshinsicht. Inzwischen nennt sich dies Triathlon und hat sich als Wettkampf etabliert. Die Systematik der Organisationsform hat aus einem Ereignis eine Disziplin gemacht, in deren innerer Systemlogik überhaupt erst eine Grenzüberschreitung so kodierbar ist, dass sie beobachtet werden kann und für Zuschauer ebenso wie für Sportler Relevanz erhält. Aus diesem Gedanken folgt: Die innere Selbsterfahrung wird erst in einem institutionellen Rahmen sozialrelevant und infolgedessen sprachlich fassbar. Der Sport ist der Ort, an dem Erfahrungen sozial konditioniert und honoriert werden, für die in früheren Zeiten nur rudimentär Wahrnehmungsdispositive zur Verfügung standen.

Es scheint so, als ob der Sport die Macht eines metakommunikativen Axioms gewonnen hat. So wie man nicht nicht kommunizieren kann (jede Nichtkommunikation kann als kommunikatives Statement wahrgenommen werden), so scheint es unmöglich geworden zu sein, sich dem Sport zu entziehen. Wir sind Zuschauer des Sportes und oft auch Ausübende. Wir tragen wesentliche Redeweisen über das Menschenmögliche, über die nationalen Unterschiede, über Bewunderung und Identifikation, über unsere Lust am Spiel und den darin waltenden Ernst (für SCHILLER war dies noch Signum der Kunst), über Ehrlichkeit und Betrug aus, indem wir uns in der Rede über den Sport befinden. Die Unmöglichkeit, der Versuchung zu entgegen, Zuschauer des sportlichen Spektakels zu sein, ist wohl vor allem die Unmöglichkeit, einem zentralen Medium der gesellschaftlichen Reflexion zu entsagen. Enggeführt sind in der Rede über den Sport die Erfahrungen des Religiösen, des Schönen, des Pädagogischen, des Ökonomischen, und des Sexuellen – kurzum

## Näher, mein Gott, zu Dir



Der argentinische Fussball-Superstar Diego Armando Maradona anno 1982 beim Training.

FOTO KEYSTONE

Ein hübscher Jüngling. Schelmisch, scheinbar unverdorben. Er lacht, als ob er sagen wollte – mir gehört die Welt. Und alle recken sich ihm entgegen, wollen sie etwas von ihm hören, etwas von dem provozieren, was sich

so schlecht verträgt – Sport und Sprache. Deshalb erleichtert uns sein Lachen. Jahre später wird er allen schelmisch von der Hand Gottes erzählen. Und damit mit viel Selbstironie das Feld nach oben öffnen. MAP.

jene systemischen Einheiten, deren Trennung im Prozess der Moderne zu konstatieren die systemtheoretische Soziologie nicht müde wird. Der Sport ist das Medium, in dem die Einheit der Gesellschaft ohne erhöhten Reflexionsaufwand, vielmehr in der Form des Spektakels, erfahrbar wird. Deshalb ist seine diskursive Macht unverzichtbar. Die Sportifizierung des Denkens in jenen Zeiten zu vermeiden, in denen das Gespräch über Fussball unter intellektuellen zum Ritual geworden ist und Managerseminare den Sport als Vorbild ihres Erfolgstrainings akzeptieren, gerät schon fast in die Falle der reinen und deshalb fruchtlosen Opposition. Es gibt kein Leben ohne Sport inmitten des Spektakels.

Diese Behauptung der umfassenden Sportifizierung sei anhand der religiösen Diskurse näher betrachtet. Es geht, um es zu verdeutlichen, nicht um die Behauptung, dass der Sport die Mystik beerbt und die sportlichen Organisationsformen die Religion. Die These ist vielmehr, dass sich systemische Parallelen finden lassen, sodass die Funktionen der religiösen Rede religionsentlastet wieder auftauchen.

Am erstaunlichsten sind hierbei vielleicht die Redeformen der Legende und des Hymnos. Der hymnische Gesang, für den PINDARS Olympische Hymnen das Vorbild geben, folgt einer Gliederung, die eine strenge Parallele zum Sportreport aufweist, wobei die Erinnerungs-

form der Hymnen in die Gegenwartsform des Reports übertragen wird. Der Aufrufung des olympischen Sieges (im Report: die Erinnerung bisheriger Siege des Favoriten) folgt die epische Schilderung der Taten und der Erfolge (im Report: Schilderung des Wettkampfes bei Einbezug früherer Wettkämpfe), wobei die Mithilfe der Götter beim wundervollen Sieg hervorgehoben wird (im Report: die bestechende Höchstform bei Nennung aller dazu notwendigen Faktoren). Der Hymnos endet wiederum in der nunmehr ausführlichen Würdigung des Siegers und bei der Betonung des unsterblichen Ruhms; hier geht der Sportreport direkt mit dem literarischen Schema konform.

Aber auch die Legende, also diejenige Erzählung, die ein Heiligwerden zum Gegenstand hat, folgt einer systemischen Logik, die im Sportdiskurs analog auftaucht. Der Sportler ist ähnlich dem Heiligen in einer unablässigen Tätigkeit begriffen. An die Stelle der tätigen Tugend tritt der tätige Körper; beides aber sind Askeseformen. Der Sportler verwandelt sich in seiner Tätigkeit. Einerseits bleibt er zwar einer von uns – deshalb die Interviews, deren Längeweile den Sportler ins Normale zurückverwandelt. Andererseits aber erreicht er eine einmalige Höhe, wenn er, analog dem die Heiligkeit begründenden Wunder, einen Rekord bricht. Die Medaille ist schon zu Lebzeiten eine Art von Reliquie. Anstelle der Kirche betreibt das

Fernsehen die Heiligsprechung, indem die Aufnahme in den Olymp zu einer profanen Form der Beatifikation wird.

Dies alles passiert unbewusst. Es sei, um es nochmals zu sagen, keine Genese des Sportes aus dem Bereich des Religiösen behauptet. Aber eine klare Parallele der Geistesbeschäftigung, also der medial instruierten Phantasie, schafft die analogen Formen in vollkommener historischer Ignoranz wieder neu.

Die Selbsterfahrung des Sportlers, seine gänzlich korporale Erleuchtung im Akt der Durchbrechung findet eine präzise Entsprechung in der Rede über ihn – allerdings ist es eine Entsprechung, die auf dem Niveau ohnmächtiger Trivialisierung stattfindet. Hymnisch bis zur Lächerlichkeit ist das Geschwätz des Reporters, und die symbolische Verarbeitung der sportlichen Wundertaten durchs Fernsehen folgt der Legende in unfreiwilliger Parodierung. Vom analytischen Gesichtspunkt aus ist es dennoch ausserordentlich interessant, die nahezu automatische Konvergenz der Innenerfahrung mit der Aussenverarbeitung zu beobachten – als handelte es sich um den Musterfall einer Diskursmaschine. So ohnmächtig wie der Sportler in seiner Selbstthematization ist, so falsch ist die Rede über ihn.

Selbst dort aber, wo das Falsche ein Richtiges trifft, nämlich im profanen Wunder des Rekords die Überschreitung und in der Legendenparodie die Idee eines Anderen, wird der Sportler der Artikulierbarkeit seiner Erfahrung beraubt. Systematisch übernimmt die Rede über ihn alle Momente seiner sprachlosen Sprache und übersetzt sie ins Falsche. Somit laufen Innen- und Aussenperspektive herrschaftstechnisch in eins.

Der Trostlosigkeit dieser diskursiven Anordnungen zu entkommen, erfordert eine andere Anstrengung. Bei Robert Musil, der den psychophysischen Grund der Mystik zum Ausgangspunkt seines Schreibens nahm, wäre die Sachlichkeit der ironischen Schilderung zu lernen; bei UWE JOHNSON die leer laufende Präzision der übergenauen Körperbeschreibung; bei BERTOLT BRECHT die Einsicht in die Radikalität des Sportes; und bei ELFRIEDE JELINEK der Hass auf den Sport. Erst in der Konfrontation mit dieser Sprache der Literatur wäre dem Sport, seinem inneren Phantasma, beizukommen und der kursierenden Sprache über ihn auszuweichen. ●

## KINDER SEHEN DIE WELT

Sind Mädchen auch FCB-Fans? «Klar», belehrt mich LEONINA. Sie gehört wohl zu den jüngsten Begeisterten: Im Februar wird sie sechs. Dass sie sehr genau beobachtet, zeigt ihr Bild. Es ist entstanden, nachdem sie und ihre Schwester den Match des FCB gegen Manchester United im Fernsehen schauen durften: bei den Grosseltern, wo die beiden Mädchen jede Woche einmal hingehen, wenn das Mammi schafft. Und wo es einen Fernseher hat!

Eben zeigt der Schiedsrichter nach einem Foul dem Spieler der Nummer 11 aus Manchester die rote Karte. Der Basler läuft weg. Der zweite Manchester-Spieler steht vor dem Tor. Und oben sitzen viele, viele Menschen.

Ob Leonina dort bei den Zuschauerinnen



und Zuschauern sein möchte? Oh ja, das dürfe sie sogar auch mal, ist ihr versprochen, vielleicht im Frühling. Allerdings: Mitschreien werde sie nicht, das sei etwas Dummes. Auf meinen Vorschlag, einen Meitschi-Fussballclub zu gründen, will sich Leonina nicht einlassen: «Will me immer umfliegen.»

AM